

Louise von François
und
Conrad Ferdinand Meyer

Ein Briefwechsel

Herausgegeben

von

Anton Bettelheim



Berlin
Druck und Verlag von Georg Reimer
1905

An Frau Baronin
Marie von Ebner-Eschenbach

Dr. phil. h. c.

Aus mehr als einem Grunde gebührt Ihnen, sehr verehrte Frau Baronin, das erste, das Widmungs-Exemplar dieser Blätter. Vor Jahren hat Ihre Güte mir Einblick in Ihren Briefwechsel mit Louise v. François gegönnt. In dieser Korrespondenz gedachte die Erzählerin der Letzten Neckenburgerin wiederholt und so angelegentlich ihres Schweizer Freundes Conrad Ferdinand Meyer, daß ich die nächsten Angehörigen der Weißenfelsler Einsiedlerin fragte, ob sich in ihrem Nachlaß nicht Zeugnisse dieses menschlich und künstlerisch gleicherweise denkwürdigen Verkehrs erhalten hätten. Meine Erkundigung hatte die erfreuliche Folge, daß mir die Schwägerin der Dichterin, Frau Majorin Herbst, im Oktober 1901 mit der größten Liebenswürdigkeit die ganze Reihe der erhaltenen Briefe C. F. Meyers an Louise v. François zur Durchsicht und Veröffentlichung anvertraute. Herr Dr. August Langmesser, dem die Familie C. F. Meyers inzwischen den Nachlaß des Schweizer Meisters zu Gebote gestellt hatte, hielt es mit Recht für seine Pflicht,

vor Abschluß seiner Studien, wie bei Rodenberg, J. W. Widmann und anderen Hütern der Briefe Meyers, auch bei mir nach Papieren seines Helden zu forschen. Bescheiden wollte er sich mit Auszügen begnügen: mir schien es indessen richtiger, ihm die Urschriften zur Benutzung für sein 1905 in erster und zweiter Auflage gedrucktes Meyer-Werk zu überlassen. Ein unerwarteter Dank blieb nicht aus: die Antworten der François wurden mir, meinem leise geäußerten Wunsche gemäß, mit auf Dr. Langmessers Anregung, von der Tochter Conrad Ferdinand Meyers, Frä. Camilla Meyer, freundlichst übermittelt und deren Herausgabe großmütig verstattet.

Wir hören nun Rede und Gegenrede der beiden bedeutenden Naturen, wie in lebendigem Gespräch. Mutig und anmutig vertrauen zwei selbständige Köpfe einander ihre eigensten Gedanken über persönliche Schicksale und Zeitereignisse, über Kunst und Welt an. Zwei seltene Charaktere malen sich lebensstreu in hellen und trüben Stunden. Das stolzbescheidene Fräulein in der Weißenfelsler Mansarde, das der Louise v. François bis dahin selbst dem Namen nach völlig unbekannte Dichter des „Jenatsch“ aus freien Stücken zuerst mit einem Brief heimsucht, weil er in ihren Erzählungen eine Wahlverwandte, in ihrem Wesen eine ihm durchaus „homogene eigentümliche Mischung von konservativen Überlieferungen und freien Standpunkten“ zu finden glaubt, wird absichtslos die Vertraute seiner Pläne, seine Ratgeberin, seine „Bouffole“, seine liebste Korrespondentin. Wenn er beim Ordnen seiner Papiere vier Fünftel aller Brieffschaften

verbrennt, hebt er zuvor sorgfältig das kleinste Blättchen von der Hand der Neckenburgerin auf. Solche Auszeichnung würde schon die ungesuchte Vollendung ihrer angeborenen Blauderkunft verdienen. Schalkhaft und selbstironisierend gedenkt sie gelegentlich eines Ausspruches von Gellert, das Brieffschreiben sei eine weibliche Tugend; die mannhaften Episteln der François haben mit derartigem Mittelgut nichts zu schaffen, sie sind einzig, wie ihre Persönlichkeit. Über so viele Löhne sie gebietet, jede noch so unscheinbare Unaufrichtigkeit ist ihr völlig versagt: in aller freundschaftlichen Wärme für ihre Lieblinge bleibt die feine Kennerin stets eine unbeirrbar wahrhaftige Richterin. Einen „reichen, reichen Schatz an Weisheit, Liebenswürdigkeit, unerforschlichem Humor“ haben Sie, sehr verehrte Frau Baronin, in Ihrem Nachruf für die verewigte Freundin die an Sie gerichteten Briefe der François genannt. Ein Urteil, das mit gleichem Recht auf die François-Briefe an C. F. Meyer zutrifft.

Der Empfänger dieser Episteln ist seiner Korrespondentin auch als Brieffschreiber ebenbürtig. Nirgends zeigt sich der sonst gemessen zurückhaltende Meister offener, freier als in diesen von Kilchberg nach Weisfenfels gesandten Blättern. Nirgends gibt er sich gewinnender als Kilchberger Hausvater und Zürcher Patrizier, als neidloser Schätzer Gottfried Kellers und gelassener Verächter des Literaturmarktes. Nirgends äußert er sich unumwundener: eindringlich über lyrische, epische und dramatische Entwürfe; lapidar über Glaubensfragen; eigenrichtig über Lebens- und Kunst-

stil; scharf charakterisierend über namhafte Zeitgenossen, Renan, Hamerling, Geibel; liebevoll über Anfänger, zumal den Schützling der François, eine geistige Amazone; mit scharfer, spröder und deshalb doppelt zu Herzen gehender Härlichkeit über seine Hausgenossen, Tochter, Gattin, Schwester, Blutsverwandte und Verschwägerte.

Solche Zwiegespräche werden nicht alle Tage laut. Der Briefwechsel von Louise v. François und Conrad Ferdinand Meyer schien mir deshalb einer besonderen Ausgabe nicht unwürdig. Freunde echter Kunst und edler Menschlichkeit werden die Gabe hoffentlich so wohlwollend aufnehmen, wie Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm, Mörikes Korrespondenz mit Schwind und Hermann Kurz, wie den brieflichen Gedankenaustausch von George Sand und Gustave Flaubert.

In dieser Zuversicht lege ich diese Lebensurkunden zunächst in Ihre Hände, hochverehrte Frau Baronin: zum voraus Ihres Anteils gewiß für alles, was Louise v. François und ihrem Kreise zu Ehren geschieht.

In unwandelbarer Gesinnung

der Ihrige

Gastein, im August 1905.

Anton Bettelheim.

Inhalt.

	Seite
An Frau Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach	III
Brief 1	1
Nachwort	268
Erläuterungen und Zusätze	273
Namen-Verzeichniß zu den Briefen	281

Louise von François
und
Conrad Ferdinand Meyer

1.

Verehrtes Fräulein,

Darf Ihnen der Verfasser des „Heiligen“ und Ihr College in der Rundschau — wäre er nur auch Ihr College an Talent! — eine arme Zeile zusenden, welche das einzige Verdienst hat, aus einer Feder zu fließen, die sich nicht leicht zum Recensiren ansetzt. Er hat langeher eine besondere Vorliebe für Ihr Erzählen, da ihm die demselben eigentümliche Mischung von conservativen Überlieferungen und freien Standpunkten durchaus homogen ist.

„Zu Füßen des Monarchen“, das er erst nach niedergeschriebener Zeile las, zieht er dem Ph. Hollunder noch vor.

Er würde Ihnen gern seinen Georg Jenatsch, welchen Sie ohne Zweifel noch nicht kennen, durch seinen Verleger als ein Zeichen seiner Hochachtung zusenden lassen, wenn Sie ihn dazu mit einer Zeile ermutigen.

Kilchberg bei Zürich (Schweiz.)

Ostern 1881.

Dr. Conrad Ferdinand Meyer-Ziegler.

2.

Kilchberg, 21. April 1881.

Verehrtes Fräulein,

es ist mir lieb (und auch sehr natürlich, wenn Sie die Rundschau nicht halten), daß Sie nichts von meinen Sachen

Francöts-Meyer, Briefwechsel.

gelesen haben. Dergestalt habe ich die Freude, Ihnen die leidlicheren durch meinen Verleger zusenden zu lassen. Ich widme sie der Dichterin „der letzten Redenburgerin“ mit der aufrichtigen Bitte, dieselben einfach zu lesen, resp. zu genießen, ohne den ungehörigen Gedanken irgendeiner Verpflichtung zu Dank oder Lob. Es sind ziemlich problematische Sachen, wenigstens für einen classisch gebildeten Geschmack, der Heilige überdies absichtlich mehrdeutig.

Vor Jahren schon legte mir ein Freund Ihr Hauptwerk auf den Tisch, das mich langehin beschäftigte. Über den hohen Wert desselben können Sie doch wol nicht im Unklaren sein.

Von der biographischen Notiz habe ich kein Wort geglaubt, bildet sich doch um jeden Namen eine Legende. Ein bißchen neugierig bin ich aber doch, ob Sie wirklich „mutterseelenallein in einer Mansarde“ wohnen. Was mich betrifft, so wohne ich gegenwärtig mit Weib und Kind in einem gemieteten Nachbarhause, da mehr als die Hälfte des meinigen zum Behufe eines Neubaues verschwunden ist.

Daß der sehr hübsche „Ragenjunker“ Ihr letztes Fabuliren war, will mir nicht in den Kopf, umfoweniger als Ihr Talent zu einer nicht alternden Spezies gehört. Es wäre sehr schade! Das Fabuliren ist doch eine schöne Sache, von welcher wenigstens ich, der ich spät dazu gekommen bin, ungern abließe.

Aufrichtig ergeben,

G. Meyer.

3.

Weißenfels d. ersten Mai 81.

Hochgeehrter Herr,

Seit acht Tagen habe ich unter dem Banne Ihrer Wohlthaten gelebt und in der Stunde, wo ich dem braven

Hans und seiner Gasparde zum Abschiede — nicht für lange Zeit — die Hand gedrückt, müssen Sie sich schon den verbetenen Dank einer bescheidenen Kunstgenossin gefallen lassen. Und geduldig auch ein bißchen ihren Preis. Die Einsamkeit — im Allgemeinen die Anderen und ihm selber dienlichste Gefellin eines alten Frauenzimmers — das allerdings mutterseelenallein in der Mansarde der kleinen Stadt ihr dünnes Lebensfädchen zu Ende spinnt, — ja die Einsamkeit erhält doch wahrlich in der Lässigkeit eine schämliche Rehrseite. In meiner neugierigen Jugend hätte ich nicht schamröthlich zu gestehen brauchen: Ich weiß nichts von einem Schweizer Dichter, der seit Jahren meinen deutschen Landsleuten demonstrirt, was einen historischen Roman Schreiben heißen will. In einem Briefe eines Langervergeffenen — Solger — habe ich einstmals über Walter Scott gelesen und mir gemerkt, weil es mir aus der Seele geschrieben war: „Wie wenig fehlt diesem Autor, um ein großer Dichter zu sein, und wie macht doch juist dieses Wenige den großen Dichter.“

Dieses Etwas pulst in Ihren Dichtungen, eine Shakespeare'sche Ader: der Tiefsinn, wie ich es nenne, ein Problem, wie Sie selbst es nennen; freilich in einem anderen Sinne als Göthe das Problematische gewissen Naturen zuschrieb und — Gott sei Dank! in einem schlechthin entgegengesetzten der marklosen Gefellen neuerer Novellisten. Ihre Helden können was Sie wollen. Ihr Problem ist nicht die halbe Kraft, sondern eine doppelte. Fragwürdig könnte mir allenfalls nur in Ihrem Heiligen geblieben sein die Sucht der Unterordnung unter einen Höheren, die Sie — vielleicht historisch symbolisch — aus seiner morgenländischen Abstammung ableiten und die im Wandel seiner Doppelnatur zum Medium heimlicher Rache, wenn nicht eingeborener Herrschsucht wird.

Senatsch dagegen ist durch und durch verständlich. Wie viele Verbrechen werden unter dem Deckmantel einer berechtigten Leidenschaft von Gewaltmenschen verübt, müssen verübt werden — heute noch, — um etwas Naturnothwendiges durchzusetzen. Wie viel Unbill und Versäumniß wahrhaftigen Rechtthuns, Geiz, Neid, Eitelkeit, Dünkel — entschuldigt man durch Vater- und Mutterliebe. Jede Tugend und jedes Laster, das Gewissen selbst, ist seinem Wesen nach ja ein Problem. Auch der Heimathszug, der Cantönligeist, der Freiheitstrieb auf hundert Meilen in die Runde. Am tiefsten ergriffen hat mich aber doch Ihr Gutten. Ein Zeit und Charakterbild, erschöpfend in knappster Dichterform, klar und durchsichtig wie der blaue See, der es spiegelt.

Die Beschäftigung dieser letzten Aprilwoche hat mich wieder jung gemacht, d. h. die weibliche Neugier angeregt, die von den Werken nach dem Meister fragt und so kämpfe ich mit dem Vorhaben, Herrn Rodenberg nach dem Dichter des Gutten und Heiligen auszuhorchen. Ob er Historiker ist bloß aus innerem, oder auch äußerem Verufe etwa Professor in Zürich und bloß zur Erholung in einem ländlichen Tusculum? Der große Brockhaus — freilich nicht in neuester Edition — und der kleine, allerneueste, die doch von so vielen Meyern etwas wissen, wissen von diesem Meyer noch nichts. Die Dümmlinge! Und wie alt mag Ferdinand M. sein? Ich denke so ein Dreißiger, also in den kräftigen Mannesjahren, aus welchen der Welt und ein Weilchen vielleicht auch mir noch manche neue Freude erwachsen wird.

Verzeihen Sie meine Langathmigkeit und schelten Sie es nicht Überhebung, oder schelten Sie es meinerwegen auch so, wenn ich diesen Zeilen ein Bildchen beifüge, das die liebe Sonne vor ein Paar Jahren gemalt, dazumal schon mit Hülfe künstlerischer Retouche unziemlich schmeichlerisch

glättend und holdseliger lächelnd als das Original. Es soll Sie an eine Bewundererin erinnern, die sich in Dankbarkeit Ihnen nähern möchte.

Louise François.

4.

Kilchberg bei Zürich 10. Mai 1881.

Verehrtes Fräulein,

für Ihre lieben nachdenklichen Zeilen bin ich dankbar. Nächstens werde ich die Neckenburgerin studiren und vernähme wohl gerne von Ihnen, wie man einen Roman macht. Motiv, Ausführung, Selbsterfahrens, Stimmung, wie viel Zeit erforderlich, kurz die Geheimgeschichte Ihres Meisterwerkes.

Mit dem Character des „Heiligen“ sympathisiren Sie nicht? Bedenken Sie, was ihm der König zugefügt hat, die Brutalität jener Zeiten (wenigstens nach dem Colorit meiner Erzählung, die historische Frage bleibe unerörtert) und die Feinheit der Natur des Th. Beket!

Gegenwärtig während eines Bauommers — mein Häuschen wird umgebaut — sammle ich meine Lyrika, was mich, wie jeden (guten oder schlechten) Poeten heiter stimmt. Die lyrische Ader ist nicht allzu stark, aber verflattern lassen darf man die Säckelchen auch nicht. Alles ist übrigens, zum Theil mehrfach, schon gedruckt (Deutsche Dichtersalle Eckstein Leipzig und anderswo). Was sagen Sie zu folgendem Roman-Motiv (unter dem Siegel — Ihrer Mansarde)?

1. Hälfte des XV. Jahrhunderts. Concil von Constanz. In der Ostschweiz gibt es einen Dynasten, einen genialen Menschen, Graf v. Tockenburg, der mitten in dem aufschießenden Freistaat, und mit Hülfe desselben, einen Staat gründet,

immer höher strebt — (ich werde den Menschen noch vergrößern und ihn mit dem Zoller die Cur Brandenburg und — durch Fuß — die Krone von Böhmen anstreben lassen), dann aber durch seine Kinderlosigkeit (ich lasse ihn im kritischen Augenblick seinen Sohn verlieren), die Beute der Schweizer wird und in einem solchen Haffe gegen dieselben entbrennt, daß er auf seinem Sterbelager Schwiz und Zürich mit dämonischem Truge beide zu seinem Erben einsetzt, wodurch der fürchterlichste Bürgerkrieg entsteht. Die Aufgabe ist, diesen Character (natürlich einen ursprünglich edeln und immer großartigen) durch alle Einflüsse dieses ruchlosen und geistvollen Jahrhunderts (Frührenaissance) zu diesem finalen Verbrechen zu führen. Was denken Sie dazu?

Ihr Bildchen ist gut und die Augen sehr schön. Beneidet ein bißchen habe ich Ihre Schlankheit und Schmalheit, denn ich bin ein starker Herr von 55—56 Jahren, doch das ist Nebensache.

Treuergeben

CF Meyer.

5.

Weißenfels d. 17. Mai 1881.

Hochgeehrter Herr.

Dank für Brief und Bild. Ich betrachte es mit Freude. Ich bin keine Lavater'sche, aber es muß ähnlich sein. Klugheit und feine Laune war von dem Dichter des Hutten vorauszusetzen, Gutmüthigkeit auch von Einem, der mit so viel Interesse sein Häuschen umbaut, und daß seine politischen Gewaltnaturen ihm die Leiblichkeit nicht verkümmern — ei, das lobe ich mir. Neulich hörte ich, Sie wären Arzt. Gar häufig ist die Verbindung von Physikus und Dichter ja nicht;

aber sie kommt doch vor, von Ihrem Schweizer Galler ab, bis auf unseren Halle'schen Richard Leander, der durch und durch eine Künstlernatur ist. By the by: welch ein prophetischer Zug doch in dem alten Göthe. Ich erinnere mich noch ganz gut, wie es mich in der Jugend verdroß, daß er seinen Wilhelm Meister als Chirurgus zum Ziele brachte — heute sehen wir die Chirurgie schlechthin an der Spitze der ärztlichen, Arm in Arm mit aller Naturwissenschaft, und das heißt der einzigen vordringenden der Neuzeit marschiren. — (Ich mache Sie im Geiste zu einem Sohne des alten Göthe-Meyer, der ja, irre ich nicht, von Geburt ein Zürcher war).

In Betreff Ihres neuen Romanproject's, dessen vertrauliche Mittheilung mich stolz macht, fehlt mir, vielleicht aus Mangel historischer Detailkenntnis, die Brücke, ich meine der mäßige oder plötzliche Übergang einer edlen, hochstrebenden Natur zum niederträchtigen Betrüger und bewußten Verderber über den sonsthin versöhnenden Tod hinaus. Sie nennen seine Kinderlosigkeit — den Verlust seines Sohnes — als Motiv des Wandels *après moi le deluge* — Nihilismus im vierzehnten Jahrhundert! Nun, Sie werden es schon machen und sich davor hüten eine menschliche Widerwart zu schaffen. Ein Richard III., die menschliche *bête mauvaise par excellence* und darum als Naturwunder packend, ist von Haus aus nicht gut gewesen. — Aber wie einfältig muß ich mich ausgedrückt haben, wenn Sie meinen, ich „sympathisire“ mit Ihrem Heiligen nicht. Sympathisiren kann in dieser Bedeutung doch nur heißen: Antheil nehmen, begreifen. Wo würde der Held, der nur von einem einzigen Strom getrieben würde? Idealismus bis zur Askese, Rachsucht und Herrschsucht vertragen sich als treibende Kräfte gar wohl; und vielleicht würde es die dramatische Wirksamkeit noch erhöht

haben, wenn Sie uns das Spiel dieser Triebkräfte unmittelbar zur Anschauung gebracht hätten, anstatt die Lösung der Probleme, welche ein erzählendes Medium allemal bedingt, der Intuition des Lesers zu überlassen. Sie sagen, daß diese Mehrdeutigkeit Ihre Absicht gewesen sei. Ob Sie aber künstlerisch völlig recht damit haben? Ich, für mein Theil, so tief mich Ihr Thomas gepackt, wünsche doch, daß Ihres Loggenburg Geschichte uns durch keinen anderen Mittelmann als den allwissenden Dichter vorgetragen werde. Ein Seitenstück zum Jenatsch, wennschon dessen Naturwuchs längst nicht an den phänomenalen eines Becket reicht. Gewaltmenschen, welche die Leidenschaft eines Gedankens, einer großen That treibt, hat es in jedem Zeitalter gegeben und jedem von ihnen geben sie die Signatur. Sie brauchten vielleicht gar nicht weit nach einem Model für Ihren Helden zu suchen, wenn dessen treibende Leidenschaft auch nur die Freiheit seiner Alpenheimath, hundert Meilen im Geviert, gewesen ist. Jeder Held ist ja wohl eine Incarnation seiner Zeit und Zone. Haben Sie niemals daran gedacht, ein Trauerspiel zu schreiben. Die Uder haben Sie dazu. Aber freilich ein undankbares Geschäft für einen deutsch fühlenden und Schreibenden. Unsere politische und religiöse Vielspältigkeit und die Rücksichtsnahmen, die beide bedingen, werden uns in Jahrhunderten noch nicht zu einem vaterländischen Theater kommen lassen. Saars Hildebrand, (bis auf die sentimentale Schlußscene) ein prächtiges Stück, ist von jeder deutschen, auch Berliner Bühne verwiesen worden, in einer Zeit, wo Canossa zum Schiboleth geworden war. —

Die Frage über die Entstehungsgeschichte meiner alten Reckenburgerin war wohl nur Spott, nicht wahr? Sie sehen mir ein bißchen spottlustig aus, verehrter Herr! Ich will sie aber doch beantworten, als wäre sie Ernst gewesen. Sie ist das

Korn, welches das blinde Huhn gefunden. Jedenfalls hat sie mir nicht mehr Mühe gekostet als alle anderen, die wie leichte Spreu im Winde verfliegen sind. Ich habe niemals aus innerem Drang geschrieben, nicht wie viele andere, gute und schlechte Autoren, weil ich es nicht lassen konnte. Sonst würde ich mich wohl auch nicht den Vierzigen genähert haben, ehe ich mich, von Außen gedrängt, dazu entschloß. Das Heraustreten in die Öffentlichkeit war mir eine Widerwart. Die Geneigtheit des Redacteurs des Stuttgarter Morgenblatts — Hauff — persönlich wie alle Schriftsteller, Redacteurs, Buchhändler — mir durchaus unbekannt, — erleichterte mir nach dem ersten, jeden ferneren Schritt auch insofern, als meine Anonymität so ziemlich gewahrt ward. Mit der Reckenburgerin, die in den ersten sechsziger Jahren geschrieben ward — in wie langer Zeit, weiß ich nicht mehr; ich habe allezeit langsam und mühsam gearbeitet, Gewissenhaftigkeit ist mein einziges Verdienst, — ging ich zum ersten Male über den Rahmen der kurzen Erzählung hinaus. Den Stoff gab, wie immer, ein Alltagsereigniß, beobachtet, oder gelesen, das sich unter einem gewissen ideellen Brennpunkt zusammenfassen ließ. Ich wollte an zwei Frauengestalten zeigen, wie die beleidigte Natur sich rächt, die versäumte sich hilft. Nur der erste Vorwurf ist aber zum Austrag gelangt, da sein dramatischer Gehalt die mälige Entwicklung des zweiten nicht mehr aufkommen ließ. Da dieser zweite im Grunde aber mein Hauptanliegen war, mußte ich das Opus eigentlich als verfehlt ansehen. Das Morgenblatt nahm, trotz seiner Länge, dasselbe an; bevor aber Raum dafür geschaffen war, starb H. Hauff und Gotta ließ das Journal eingehen. Ich erhielt das Ms. zurück, machte anderwärts etliche Versuche es unterzubringen, ward aber aller Orten auf recht schnöde Weise zurückgewiesen.

Da ließ ich die Sache ruhen. Du bist alt geworden, dachte ich, auch Dein Produkt wird altmodisch geworden sein. Ist doch auch das Morgenblatt an seiner Unzeitgemäßheit eingeschlafen. Zudem lag ich schwer krank und fragte wenig mehr nach diesseitigen Erfolgen. Auswärtige Freundinnen aber hatten Mitleid mit der armen Gardine, die sie liebgewonnen hatten und vielleicht mit Gardinens kranker Mutter, der sie eine letzte Erdenfreude zu machen glaubten, indem sie der Tochter ein Unterkommen verschafften. Jahrelang ist das Ms. in ihrem Kreise von Hand zu Hand gewandert, ohne mein Vorwissen vergeblich ich glaube an alle mögliche Thüren — sogar in Amerika! — geklopft worden, bis es endlich, durch H. Otto Roquettes, Vermittlung in der Janfeschens Romanzeitung aus Gnade und Barmherzigkeit Aufnahme fand und gleich bei den ersten Kapiteln die erstaunte Verfasserin zu einer Art von Berühmtheit machte. Das ist die Geschichte der Reckenburgerin. In allen meinen Erzählungen sind die Motive der Wirklichkeit entnommen, und wo erfunden, mißrathen. Die Erfindung ist meine schwächste Seite. Dagegen sind alle meine Charaktere erfunden und wo einmal copirt als Caricaturen verschrien worden. Mich selbst habe ich niemals portrairt, außer etwa in der kleinen Reisenovelle vom Monarchen.

Verzeihen Sie die lange Expectoration. Sie spüren daraus, daß ich in meiner Mansarde viel müßige Zeit habe, Da Sie derselben wahrscheinlich recht wenig haben, brauchen Sie die Blätter ja nicht zu Ende zu lesen.

Mitte nächsten Monats hoffe ich, mich Ihrer Alpenzone für etliche Wochen zu nähern. Freilich nur auf deutschem Gebiete. Es gilt in Reichenhall oder Zell am See ein Rendezvous mit einer lieben Freundin, Fr. v. Ebner aus Wien, Ihnen als Mitarbeiterin der Rundschau vielleicht

bekannt. Eine selten gütige und geistvolle Frau und Ihre große Bewunderin.

Möge Ihr Häuschen recht wohnlich gerathen und Ihnen und den Ihren lange eine frohe Heimath bleiben.

In wahrhafter Verehrung

Louise François.

6.

(Bignette von Rilkberg.)

Ende Mai 1881.
Rilkberg bei Zürich.

Mein verehrtes Fräulein,

um mich in einer Unbäßlichkeit, wie ich deren leider oft zu bestehen habe, zu zerstreuen, mache ich mir das große Vergnügen, Ihre letzten freundlichen Zeilen zu beantworten, welche eine Antwort verlangen, da Sie über meine Personalien in Irrthümern sind. Schon in meinem letzten Briefe wollte ich Sie darüber orientiren, vergaß es dann aber als unwesentlich. Also. Ich bin kein med. Doct. — den Doctor hat mir die hiesige Universität neulich ohne mein Wissen und Wollen honoris causa gegeben — ebensowenig ein Nachkomme des vortrefflichen Goethemeyer. Aus einer alt-städtischen Zürcherfamilie stammend, verlor ich früh meinen Vater, einen Staatsbeamten und wuchs unter einer höchst geistvollen und liebenswürdigen, aber überzarten Mutter und mit gefährlichen Elementen in meinem Naturell ziemlich wild auf, ebenfalls langehin von bedrohter (und auch jetzt keineswegs von fester) Gesundheit, viel reisend, besonders in Italien, viel studirend, namentlich alte Sprachen und Geschichte, hin und wieder etwas schreibend, vorzugsweise in französischer Sprache (ich habe lang in Lausanne, Genf und

Paris gelebt) oder einen französischen klassischen Historiker wie Augustin Thierry ins Deutsche übersetzend, aus dessen conquête de l'Angleterre auch meine Bekanntschaft mit Thomas Becket datirt. Nach dem Tode meiner Mutter lebte ich mit einer eigen, ganz anders als ich gearteten, aber mir über alles theuern Schwester lange Jahre in einem Landhaus am Zürichsee in dem sehr anregenden Umgange meines Nachbars François Wille, des Freundes von Heine, dessen Frau, Eliza Wille-Sloman Ihnen vielleicht als Schriftstellerin nicht unbekannt ist — beides ganz bedeutende Leute. Dann verheiratete ich mich mit einer Tochter des Obersten Ziegler, einer angenehmen und mir treu ergebenen Frau und siedelte mich bleibend hier oben * (siehe vorn die schlechte vignette) nahe bei Zürich an, während meine liebe Schwester sich in Männedorf (alles am Zürchersee) ein Haus gekauft hat, sich dort an der auch in Norddeutschland bekannten Zellerschen christlich philanthropischen Anstalt in freier Weise betheiliegend.

Ein Berufsschriftsteller bin ich nicht. Dazu fehlen mir der Ehrgeiz (ich weiche der Reputation eher aus als daß ich sie suchte), die Routine und auch die Modelle — denn ich habe einen einsiedlerischen Gang. Am liebsten vertiefe ich mich in vergangene Zeiten, deren Irrthümer (und damit den dem Menschen inhaerirenden allgemeinen Irrthum) ich leise ironisire und die mir erlauben, das Ewig-Menschliche künstlerischer zu behandeln, als die brutale Actualität zeitgenössischer Stoffe mir nicht gestatten würde.

Über den „Dynasten“ habe ich mich wahrscheinlich in meinen letzten Zeilen unklar ausgedrückt — davon ein ander Mal. Wie viele Sujets liegen noch daneben und wer weiß, welche ich behandeln kann und darf.

Die Auskunft über die Mecklenburgerin hat mir große

Freude gemacht, wie mir überhaupt jede Zeile von Ihnen lieb und wertvoll ist. Schreiben Sie mir nicht etwas von Ihrer Reise und von Frau von Ebner, deren Uhren-Novelle mir im Gedächtnisse haften geblieben ist?

Treuergeben

C. F. Meyer.

7.

(Auf einer Visitenkarte: Conrad Ferdinand Meyer.)

Rilchberg bei Zürich

9. Juni 1881.

Verehrtes Fräulein,

Eben lese ich Frey's Artikel über Sie in der Rundschau, Juniheft, mit der allergrößten Freude. Ganz einverstanden. Dieser Dr. A. Frey ist mein junger Freund und Landsmann, aber ich habe ihm durchaus nicht soufflirt. Unser gleichzeitiges Wohlgefallen an Ihren Sachen ist eben der Schweizer Geschmack am Substantiellen. Auch der Verfasser des preisgekrönten Calderon-Gedichtes, Edmund Dorer, aus Baden (Argau) ist mir sehr wohl bekannt. Waren meine letzten Zeilen nicht etwas mürrisch? Ich war leidend. Jetzt bin ich wiederhergestellt.

8.

Weißenfels d. 14. Juni 1881.

Verehrter Herr,

Ihr Brief von Ende Mai traf mich in Erfurt, wohin ich zu einer erkrankten Verwandten gerufen worden war. Er klang durchaus nicht „mürrisch“, sondern von A bis Z liebenswürdig, anschaulich, interessirend, bis auf die leidige

Unpäßlichkeit, die ich Ihrer Photographie gar nicht angespürt hätte. Ich fürchte, Sie denken und sitzen zu viel. Ich möchte Sie nach Karlsbad schicken, denn brustkrank sind Sie nicht, und gegen fast alle leiblichen Überflüssigkeiten ist diese heiße Zerstörungsquelle ein Segen. Sie besuchten bei Wege mich dann in meiner einsamen Mansarde, wenn nicht gar schon in Reichenhall — St. Zeno — wo ich, will's Gott, sobald der Sommer nur nicht mehr bloß im Kalender steht, in guter Luft und guter Freundschaft mich etliche Wochen zu erfrischen hoffe; denn ich bin und war von Jugend ab ein armseliger Lebensstümper.

Ich bilde mir ein, Sie und alle die, welche Sie lieb und geliebt haben, leiben und leben zu sehen. Nur die Kinder fehlen. Meine Hauptpersonen. Und Sie schrieben doch in einem früheren Briefe von Weib und Kind. Sie müssen auch Kinder haben; sind sie auch selten Erben des Genius, zum Glück, zur menschlichen Bälligkeit gehören sie. Auch ich habe mich danach gesehnt wie nach nichts anderem, mir eines zulegen zu dürfen. Aber ich war allezeit neben absterbendes Leben gestellt und erst im Alter ist mir die Sehnsucht in Erfüllung gegangen. Freilich nur halb und halb; denn das verwaiste Brudersöhnchen, das mir im Herzen liegt wie ein eigenes, lebt nicht unter meinen Augen und ich habe nur indirecten Einfluß auf seine Erziehung. Kürzlich jedoch habe ich von Erfurt aus den fünften Geburtstag des Männchens mitgefeiert und von seiner Mutter mir mancherlei von Männedorf erzählen lassen, in dessen Sphäre sie sich geistig heimisch fühlt. So habe ich denn auch eine Vorstellung von der Schwester gewonnen, die Ihnen „über Alles theuer“ ist. Ein seltenes Glück! Die Geschwisterliebe, die wahre, reine, begierdelose ist mir gar seltsam vorgekommen; will sagen: dauernd. Das frühe Naturband

lockerte und löste sich am eigenen Herd. Wenn Sie mich wieder einmal mit einem Wort beglücken, vergessen Sie ja nicht, mir Ihre Kleinen abzumalen.

Vorgestern bei der Heimkehr von Erfurt, empfing mich nun Ihre Karte. Also doch! Ich hatte gehofft, daß H. Rodenberg seinen alten Voratz, die invalide Fabulistin besprechen zu lassen, aufgegeben hätte. Nun, wer sich in das Freie wagt, muß sich das Anblasen gefallen lassen. Daß der Beurtheiler Ihr Freund ist und Sie mit dem Artikel einverstanden sind, beruhigt und freut mich: womit ich sagen will, daß ich braven Tadel nicht scheue, sondern ehre. Wäre er nur früher, während meiner dürftigen Schaffenszeit gekommen. Vielleicht bekomme ich das Heft in Reichenhall zu Gesicht, oder in München, wo ich mich ein paar Tage umschauen will, wennschon ich sonst nicht städtelüchzig bin. In Zürich, wo ich vor einer Reihe von Jahren kurze Zeit Rast hielt, habe ich mich tagsüber allein im kleinen Boot auf dem köstlichen See hin und her fahren lassen; in die Stadt bin ich jedoch über mein Hôtel hinaus nicht gekommen; in Luzern nur bis zum Löwen, in Genf bis zur Rousseauinsel und in Köln bis zum Dom. Danken Sie Ihrem jungen Freunde in meinem Namen für die Mühe, die er sich um mich alte Seele gegeben hat. Da sie Ihnen Freude gemacht, ist sie unbedingt dankenswerth.

Das Dorer'sche Preisgedicht hat mir der Zufall in Erfurt in die Hand gespielt. Gewiß verdient es den Preis, umsomehr da es für einen Nordländer von heute schwer sein mag, den spanischen Romantiker zu apotheosiren. Der Leitgedanke ist sehr schön. Ei, Sie Schweizer! Die deutsche Dichtung, die im Centrum ziemlich flau und latent geworden ist, flammt an dem Endpunkte wieder auf, wo sie vor fünf Vierteljahrhunderten die erste Pflagestatt fand.

Nun wir gönnen es Ihnen und freuen uns neidlos darüber.

Ich habe also das Problem Ihres Dynasten falsch verstanden? Sie wollen nicht einen ursprünglichen Edlen zu einem Lückebold werden lassen? Um so besser. Ich glaube, was uns Heutigen Noth thut, ist das naturwahre Dichterbild eines Menschen, der trotz seiner Irrtümer tüchtig wirkt und strebt. Man verirrt sich jetzt allzu einseitig in die Nachtseiten der Natur. Daß die abgeklärte Vergangenheit Sie stärker anzieht, als die ringende Gegenwart, begreift sich; dennoch hege ich den Wunsch, Sie gäben uns einmal auch ein Dichterbild aus dem Leben der Mitgeborenen aus Ihrer naturreichen und Leutebunten Heimath. Sie könnten es geben und Sie allein. Zuerst aber machen Sie sich gesund, d. h. faulenzten Sie den Sommer über.

Dankbar u. verehrungsvoll

Louise François.

9.

Rilchberg, 17. Aug. 1881.

Verehrtes Fräulein,

es sind doch wol zwei Monate, daß ich Ihre l. Zeilen empfangen habe. Sind Sie in Weiffenfels zurück? Und haben mit Ihrer Freundin eine hübsche Zeit verlebt? Schreiben Sie mir nicht wieder einmal eine Zeile mit ein bißchen Reise- oder Menschenbeschreibung? Ich bin dafür stets dankbar, recht dankbar.

Und, daß ich es nicht vergesse, Sie glauben nicht, eine wie hochgeachtete Persönlichkeit die Verfasserin der „letzten Reckenburgerin“ hier in Zürich ist. Erst neulich sprach

mir ein Freund, der Kunsthistoriker Rahn, mit einer wahren Verehrung von Ihrer „nobeln Schriftstellerei“. Wie gefällt Ihnen der Artikel von A. Frey? Mäßig? Er schrieb mir: im Artikel über L. von François wurde mir Einiges gestrichen, nicht zum „Vorteil der Sache“.

Inzwischen habe ich Gutten ed. 3, beendigt, von welchem zugleich eine Ausgabe in Quart erscheint, die Sie erhalten sollen. Sie sieht wie eine alte Bibel. Daneben eine Novelle, welche das November Heft der Rundschau bringt und ich Ihnen in Sep. Abdruck schicke. Sie heißt: eine Facetie des Poggio. „Gutten“ ist unverändert in Composition u. Farbe — so mangelhaft die erstere, so grau die letztere sein mag. Der Held dagegen (unter uns: ein unglaublich kühner, ja frecher Geselle) sachlicher und wahrer gefaßt. Natürlich wird es Leute geben, die meinen alten Gutten meinem neuen vorziehen, nur weil jener der alte ist.

Die Hitze war mir wohlthätig. Ich habe allerhand Pläne; auch der böse Dynast besucht zuweilen meine Einbildungskraft, ohne um ein Haar besser geworden zu sein. Mein Haus kostet schweres Geld — Sie haben keinen Begriff, wie hier alles teuer ist und täglichen Verdruß dazu. Doch sehe ich es oft mit Vergnügen an, besonders die Fenster meines 12' hohen Zimmers. Hier will ich, ohne weitere große Wanderung, meine Kleider verschleifen. D. V.

Ihr M.

10.

Weißenfels d. 12. Sept. 1881.

Verehrter Herr,

Das war eine Freude! Ein Brief von Ihnen schon an sich und nach so langer Zeit — fast drei Monate seit

François-Meyer, Briefwechsel.

dem letzten — und dann die prächtigen Ernteaussichten auf Ihrem Acker! Eine neue Novelle — ich zerbreche mir den Kopf, was der Titel bedeuten mag — und ein erneuter Hutten. Wenn er Ihrem alten Hutten, meinem Liebling, nur nicht gar zu unähnlich und dem verworrenen Original gar zu ähnlich geworden ist! Erst unter dem Schleier ihrer Dichtung ist mir das letztere eigentlich ein herzbewegliches geworden. Auch daß der heiße Julimond dem bösen Dynasten förderlich gewesen ist, ist ein tröstlicher Bon, hoffentlich schon für nächstes Jahr. Sie werden aus dem Halb- oder Garnichtverstandenen schon etwas Einleuchtendes machen. Als ich einst, ich weiß nicht mehr wann und wo, die Sage von der bluträuchenden Plantatochter las, hätte ich auch nicht gedacht, daß ein Dichter sie einem Jenatsch zu Grunde legen könnte; richtiger ausgedrückt: einen Jenatsch aus ihr schaffen könnte. Manche, die ich neuerdings gesprochen habe, halten den Jenatsch für Ihr Meisterwerk. Und dem Guffe nach mögen sie recht haben. Auch der Contrast zwischen Jenatsch und Rohan ist unvergleichlich; außer etwa dem des Becket und Heinrich. Aber das Motiv des Heiligen, die Tiefe des Problems, sein weltumfassender Horizont machen mir diese Dichtung doch zu der größeren. Ich kenne keinen historischen Roman, den ich ihm an die Seite stellen möchte; längst, längst nicht die promessi sposi und ich muß mir beim Wiederlesen ordentlich Mühe geben, nach Weiberart etwas zum Mäkeln daran zu finden. Mit dem indirecten Vortrag bin ich bereits ausgeföhnt. Wer hörte denn nicht auch aus dem vermittelten Wort, daß der Mann, welcher sich selbst für den klügsten seiner Zeit hält, in der erhabensten Liebe das Medium erkennt zur Befriedigung des tiefsten Hasses und der umfassendsten Herrschsucht und daß erst dieser Haß jene göttliche Liebe in ihm zum Durchbruch

bringt. Und dann wieder das Gegenspiel von Herrschsucht und Unterwürfigkeit. Ja, ja Sie sind ein Meister der Con-
traste. Wo haben Sie so tief in die Seelen zu blicken ge-
lernt? Wo hat es Shakespeare gelernt? O, bleiben Sie
nur gesund, so werden wir noch Wunderdinge von Ihnen
erleben. Seltsam, daß Sie erst als Fünfziger, wo andere
aufhören, angefangen haben, nicht zu dichten, aber zu fabu-
liren. Will's Gott ein Anzeichen, daß Sie von der Natur
angelegt sind, ein Hundertjähriger zu werden.

Ich war mehrere Wochen in Reichenhall; in anmuthiger
Landschaft und fast ausschließlichem, stillem Verkehr mit
meiner Freundin Ebner, der liebenswerthesten Frau, die mir
im Leben begegnet ist und gewiß einer der seltensten unserer
Zeit und ihrer Zone. Impulsiv wie ein Kind; warmherzig
wie eine Achtzehnjährige von der rechten Art und klar und
frei denkend wie ein Mann. Ich wüßte mich kaum so an-
genehmer, friedlich belebter Wochen zu erinnern. Aber es
ist einmal nicht anders: „alles kann der Mensch ertragen,
nur nicht eine Reihe von guten Tagen“. Ich spannte aus;
hoffte auf Stärkung in Gastein, fand der Kaiserzusammen-
kunft halber kein Unterkommen, entschädigte mich durch einen
Flug über den Brenner, da es, der glühenden Temperatur
halber nicht bis Ganzitalien sein konnte, wenigstens bis
Halbitalien, d. h. Bozen u. Meran und sihe seit 3 Wochen
wieder mucksmäuschenstill in meiner heimischen Mansarde.

In Reichenhall lernte ich ein Fräulein — — als Gast
Fr. v. Ebners kennen und aufrichtig lieb haben. Eine junge
Wienerin, die vom 13. bis 16. Jahre das Conservatorium
für Musik in ihrer Vaterstadt absolvirt, dann unbefriedigt
von solcher ausschließlichen Kunstübung, durch Privatunter-
richt sich die Gymnasialbildung angeeignet, bei den Piaristen
ihr Abiturentenexamen gemacht, vier Jahre — — Philologie

und Philosophie studirt und mit Ehren doctorirt hat, meines Wissens der erste weibliche Doctor der Philosophie. Sie privatifirt seit Jahr und Tag und war im Begriffe, auf einige Zeit nach Zürich zu gehen. Sie, verehrter Herr, dort aufzusuchen und kennen zu lernen, war ihr dringendes Verlangen, nachdem durch ihrer Gastfreundin und meine Vermittlung Sie Ihre Dichtungen erst, es ist wirklich schwer zu glauben von einer halben Zürcherin, aber wirklich erst jetzt, hatte kennen lernen und sagte ich ihr gerne die Bitte zu, sich mit einem warmen Gruße von mir bei Ihnen einzuführen. Kommt dieser Anspruch nun nicht post festum, so machen Sie, bitte, dem Fräulein Doctor ein freundliches Gesicht. Es ist ein körperlich wie geistig frisches, kräftiges Geschöpf, durch und durch ehrenhaft, fröhlich wie ein Kind, von gesundem Willen. Was sie noch zu lernen hatte war, daß gewisse anstudirte, allzu entschiedene Entschiedenheiten ausgemerzt werden dürfen, ohne der Wahrhaftigkeit Abbruch zu tun, und daß man auch unter weiblichen Formen ein tüchtiger Mensch sein und allenfalls auch etwas Gründliches lernen könne. Dafür aber war Fräulein Doctor bei Marie Ebner in der besten Schule.

Ich gratulire Ihnen zum wohlthätigen Ausbau Ihrer Heimstätte, nachdem Verdrießlichkeiten und Geldopfer glücklich überstanden und Sie mit den Ihren wieder warm zwischen den eigenen vier Pfählen geworden sind. Oftmals sehe ich mir das anmutige Bildchen über Ihrem Maibriefe mit Ergößen an. Von der Scenerie habe ich ja so ungefähr eine Erinnerung. Worüber ich mir aber vergeblich den Kopf zerbreche, das ist, wie Sie die hohen Fenster Ihres Zimmers zum Verschließen Ihrer Kleider benutzen wollen!!?

Wie mir der Artikel des H. Frey gefallen hat? fragen Sie. Nun, Gott sei Dank, es war ja im Grunde nicht ein Urtheil